



**EIN  
VERSUCH,  
MEINE  
LIEBE**

**CHRISTIEN  
BRINKGREVE**

**ZU**

**ORDNEN**

**HANSER**

# Leseprobe

## Das Buch

»Ich kann mich an kein Buch von derart furchtloser Ehrlichkeit erinnern, was den Neuanfang einer Frau angeht. Hier ist jeder Satz mutig, kostbar, einzigartig.« Elke Heidenreich

Nach dem Tod ihres Mannes räumt Christien Brinkgreve das gemeinsame Haus um. Was wie eine äußere Routine erscheint, stößt bei ihr eine innere Bewegung an: Eine Frau blickt zurück – auf ihr Leben, ihre Ehe, ihre Rolle in der Familie und in der Welt. Was bleibt von den gemeinsamen Jahrzehnten? Wer war sie in der Beziehung, wer ist sie ohne sie? Und wie kann es sein, dass sie sich als selbstbestimmte Frau zwischen Liebe und fremden Erwartungen verloren hat? Brinkgreves mutiges Buch findet Worte für Schlüsselerfahrungen, die viele Frauen teilen. Eine radikal persönliche Rückschau, eine große und schonungslose Erkundung des Frauseins, des Alterns und der Lebensentscheidungen, die wir aus Liebe treffen.

## Die Autorin

Christien Brinkgreve wurde 1949 geboren und ist emeritierte Professorin für Soziologie. Sie forschte und publizierte zu den Beziehungen zwischen Männern und Frauen, zwischen Eltern und Kindern sowie zum Umgang mit Emotionen. Sie lebt in Amsterdam.

Christien Brinkgreve. *Ein Versuch, meine Liebe zu ordnen*

Aus dem Niederländischen von Lisa Mensing

192 Seiten. Gebunden. Auch als E-Book

Erscheint am 17. Februar 2026

[hanser-literaturverlage.de](http://hanser-literaturverlage.de)

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Motiv: © Tara Reed

HANSER

## I

Das Foto von der Beerdigung: Ich sehe mich selbst dort stehen, kann es lange betrachten, als zeigte es eine Fremde. Bin ich das? Bin ich überhaupt anwesend?

Vor mir steht der Sarg, darin mein verstorbener Mann, neben mir stehen unsere Söhne, seine Töchter und seine Enkelin. Ich spüre wieder die fürsorgliche Hand meiner Schwester auf der Schulter.

Ich sehe, wie der Sarg nach den Reden der Freunde und Kinder, nach der Musik, die auf keinen Fall klassisch sein durfte, von den Söhnen und Neffen vorsichtig hochgehoben wird und sich eine lange Prozession zur Grabstätte in Bewegung setzt.

Es ist Anfang März, kalt und klar, genau wie bei der Beerdigung meiner Mutter, die vor exakt einem Jahr einen Tag später gestorben ist. Die Erlebnisse legen sich übereinander: das gleiche Licht, dasselbe Bestattungsunternehmen, dieselbe Familie um mich herum. Aber jetzt ist es mein Mann, jetzt führe ich die Prozession an, gestützt von meinen Schwiegertöchtern. Ich spüre ihre Arme um meinen Körper und fühle mich in der Kälte des Todes beschützt.

Da sind Freunde, Bekannte, Halbbekannte, ehemalige Kollegen, Schatten einer teils fernen Vergangenheit. Das alles sehe ich noch deutlich vor mir. Wie die Leute niedergeschlagen im Saal sitzen: Die Liebe und Wertschätzung für ihn ist spürbar. Wie mich im Angehörigenraum, in dem Familie und enge Freunde vorher zusammenkommen, eine gute Freundin nahezu flehend fragte, ob das Ende nicht doch gut gewesen

sei. Nein, habe ich gesagt, und frag mich jetzt bitte nicht danach, sonst muss ich weinen.

Weinen musste ich bei den Reden der vier Kinder trotzdem, gerührt von ihrer Aufrichtigkeit, ihrer Sehnsucht nach ihrem schwer zugänglichen Vater, jedes auf seine Art, mit eigenem Schmerz und eigener Trauer, alle liebevoll. Möchtest du nicht auch etwas sagen, wurde ich gefragt. Ich konnte es nicht. Ich überließ es meinen Kindern und Freunden. Das Einzige, was ich hätte sagen können, war: Du hast es uns wirklich nicht leicht gemacht, aber wir haben dich trotzdem geliebt. »Das geht nicht«, sagte die Freundin, die die Zeremonie organisierte, »dann sagst du besser nichts.«

Die Worte kommen erst jetzt, nach einem Jahr.

Ich betrachte das Foto erneut. »Du sahst aus wie eine betagte französische Schauspielerin«, hatte meine älteste Schwester hinterher zu mir gesagt – direkt wie eh und je. »Du hast da wie eine Figur aus einer griechischen Tragödie gestanden«, mailte mir eine Freundin. »Zerrüttet, ergriffen, mit einem Blick, der weiter reichte als der Moment.«

Ich glaube, das stimmt: Ich war anwesend und abwesend. Ich glaube, das trifft auch auf die lange Phase zu, die diesem Moment vorausging. Wer war er? Mit wem hatte ich gelebt? Und auch: Wo war ich geblieben, wer war ich? Wo war ich da hineingeraten?

Nach der Beerdigung ging es zu unserem Haus, das jetzt mein Haus war. Ich hatte einen kleinen Empfang organisiert, besser gesagt: Meine Nichte hatte das gemacht. In der Woche davor, zwischen Sterben und Beerdigen, hatten wir viel in diesem Raum gesessen, am Sarg, manchmal mit den paar Personen, die auf diese Weise Abschied nehmen wollten und die wir anschließend allein im Zimmer ließen. Es war eine sonderbare Zwischenwoche, eine Art Insel zwischen der eindrucksvollen letzten Phase des verebbenden Lebens, das sich in Abgeschiedenheit vollzieht, und der Hektik der nahenden Beerdigung, einem öffentlichen Ereignis.

Wir saßen vor dem Sarg auf dem Sofa, meine Schwester, ihre Tochter und ich. Ob ich anschließend an die Beerdigung noch etwas machen wolle, fragte meine Nichte. Ich hielt das für eine gute Idee, ließ etwas Vages über gefüllte Blätterteigtaschen verlauten, woraufhin meine Nichte entschieden erwiderte: Überlass das mal mir. Ich nahm dankend an.

Es war gut, nach der Beerdigung nicht allein zurückzukehren. Das Haus war in der Zwischenzeit durch ein paar praktische Maßnahmen – das Bügelbrett wurde zum Beistelltisch, der Esstisch zum Buffet – für den Empfang vorbereitet worden. Die besondere Stimmung nach einer Beerdigung: voll Hunger und Emotionen, Erinnerungen und Wiedersehen. Mir ist vor allem im Gedächtnis geblieben, dass es auch Heiterkeit gab, dass auch junge Menschen da waren, Nichten und Neffen, Freunde der Kinder. Dass das Essen lecker war, dass ich viel getrunken habe und todmüde war. Und es genoss, dass wieder Leben im Haus herrschte. Ich sah einen einzigen skeptischen Blick wegen des verwahrlosten

Zustands des Hauses, aber es war nicht der richtige Abend, um mir das zu Herzen zu nehmen. Irgendwann ging ich nach oben, ins Bett, mein jüngster Sohn und seine Freunde blieben noch, was mich freute. Ich lag da, hörte unten die Stimmen, das Lachen, und dann ein Rumsen, gefolgt von den Schritten meines Sohnes, der leise die Treppe hochging, besorgt, ich könnte wach geworden sein. Die Freundin eines Freundes hatte einen Handstand an der Wand gemacht, war umgefallen und mit einem dumpfen Schlag auf dem Boden gelandet. Ich konnte mir keine bessere Art vorstellen, die neue Phase einzuläuten, die jetzt anbrach: Ich würde, stellte ich mir vor, regelmäßig fallen, aber immer auf den Füßen landen.

\*

Der Grad der Verwahrlosung des Hauses drang erst danach richtig zu mir durch. Ich sah die Risse in den Wänden, die abblätternde Farbe im Gäste-WC, die überquellenden Bücherregale im Flur, die nur einen schmalen Weg frei ließen. Die Stapel mit alten Zeitungen und Zeitschriften, die Kisten mit Kram, den seit Jahren niemand mehr beachtet hatte. Es war das Haus von Leuten, die es aufgegeben hatten, Ordnung zu halten, die Dinge im Griff zu haben, einen Ort zu schaffen, an dem man sich gerne aufhielt. Es war ein Haus, das sich im Verfall befand, ein Aufbewahrungsort für gebrauchte und unbrauchbar gewordene Gegenstände. Es war nicht so, dass ich das nie wahrgenommen hatte, aber es musste weitergelebt werden. Und das Haus war groß, die Sachen konnten zeitweise in einem Zimmer verstaut und den Blicken entzogen werden.

Jetzt, da einer von uns nicht mehr lebte und unser gemeinsames Leben aufgebrochen worden war, konnte ich nicht

mehr darüber hinwegsehen. Ich nahm all die Sachen in all den Zimmern viel bewusster wahr, die Fülle und der Zerfall drangen ungehindert in meinen Körper. Ich spürte, wie sich das Gewicht in mir eingenistet hatte und mir meine Bewegungsfreiheit nahm. Eine Art merkwürdige Lähmung, die ich nicht wirklich verstand, wenn ich draußen war, die mich aber sofort wieder befiel, sobald ich drinnen war. Das Haus war überfüllt, steckte fest. Die Schönheit, die es gegeben hatte und die von Haus aus so wichtig für mich ist, war ihm im Laufe der Zeit abhandengekommen. Ich hatte es all die Jahre gesehen und erlebt, aber es drang erst jetzt richtig zu mir durch.

»Ich war schockiert«, erzählte mir eine Freundin vor Kurzem, »als ich vor ein paar Jahren bei dir zu Besuch war und das Haus gesehen habe. Das war nicht mehr dein Haus, es fühlte sich dunkel und feindselig an. Nur dein Arbeitszimmer oben, das hatte deine Schwingung, das war eine sichere Höhle. Da hingen schöne Sachen. Das war so wie früher in der Noorderstraat und in Egmond.« Es sei merkwürdig gewesen, formulieren andere jetzt vorsichtig, es sei nicht einfach nur ein Durcheinander gewesen, ein Gebäude, in dem gelebt wird ... im Haus habe eine gewisse Melancholie geherrscht. Der Blick der anderen ist konfrontierend – und hilft zugleich dabei, sich zu erinnern, wie es früher war, als man eintrat und die Augen sich noch nicht an das zugewachsene Haus gewöhnt hatten.

Das Sehen und über etwas Hinwegsehen: Es fiel mir nicht wie Schuppen von den Augen. Jetzt, da ich den Raum hatte, wirklich hinzusehen, erwies sich das Haus als unbarmherzig. So wie der Körper spricht, wenn man gut zuhört, so sprach auch das Haus: Es legte offen, wie unsere Ehe sich zu ge-

trennten Leben entwickelt hatte. Ich musste mit dem Haus in den Dialog treten, um mich wieder wohlfühlen.

### 3

In den Wochen nach der Beerdigung wich das Gefühl der Starre allmählich, allerdings wusste ich nicht, wie und wo ich anfangen sollte. Möchtest du nicht umziehen, fragte meine Schwester, in diesem Haus stecken so viel Schwere und Kummer, das kriegst du hier nicht mehr raus. Ich spürte die Verlockung, aufzubrechen und mich woanders niederzulassen, in einer sauberen, frisch renovierten Wohnung. Um mein Leben dort von Neuem aufzunehmen. Aber etwas hielt mich davon ab: Ich hatte hier eine Aufgabe zu erledigen, ich hatte das Haus vernachlässigt, und auch mich selbst. Ich musste meinen Platz zurückerobern. Nicht wieder flüchten, wie ich es bisher getan hatte. Ich war gut darin, mich aus dem Staub zu machen, sagte meine andere Schwester. Mir wurde klar, dass ich dann etwas zurückließe, ohne es zu Ende gebracht zu haben. Mir bot sich die Möglichkeit zur Wiedergutmachung, ich konnte dem Haus eine zweite Chance geben und mir auch, in diesem Haus, an diesem Ort. Ich musste in der Zeit zurückreisen, zurückholen, was einmal gewesen war. Aufräumen war auch das Freilegen früherer Schichten.

Ich streifte wochenlang durchs Haus, nahm Gegenstände in die Hand, denen ich dabei begegnete. Die Spuren seines Lebens: die Schulhefte, die über Jahre hinweg geführten Aufzeichnungen von Mannschaftsaufstellungen beim Fußball, die Hefte mit seinen Filmrezensionen und Fotos von

Schauspielern, mit Listen von neuen Alben, Blues, Jazz, Reggae, alles peinlich genau und übersichtlich in seiner ordentlichen Handschrift notiert. Ich hielt es nicht lange am Stück durch.

Ich sehe ihn als Schuljungen und Heranwachsenden: sein Bedürfnis, alles festzuhalten, zu notieren, aufzubewahren, Heft für Heft, Jahr für Jahr. Sein Leben ist mit einem Mal wieder in meinem zugegen. Auch wenn das hier die Spuren aus der Zeit vor mir sind, betrachte ich sie als Fundament des Bauwerks, zu dem sein späteres Leben wurde. Das war seine Art, Halt zu finden, Zugriff auf die Existenz, Ordnung im Chaos. Ich erkenne die frühen Spuren dessen, was auch in den folgenden Jahren bis zum bitteren Ende mit dem Notieren von Fußballergebnissen und den Beurteilungen von Filmen fortgeführt wurde. Vieles davon lebt in den Kindern weiter: Die Liebe für Film und Musik, bei den Jungs die Liebe für Fußball. Es sind Welten, die mir teilweise verschlossen blieben.

\*

In unserer Anfangszeit, den späten Siebzigerjahren, spielte er mir viel vor: Musik, die ich nicht kannte, wehmütigen, vitalen Blues, Gospel, Bands wie die Staple Singers – die Katze, die er vor ein paar Jahren von den Kindern geschenkt bekommen hatte, war nach Mavis Staples benannt. Ich spürte den riesigen Stellenwert von Musik in seinem Leben, etwas, das er mit seiner jüngeren Schwester teilte. Es erweiterte meinen Horizont, der vor allem durch klassische Musik geprägt worden war. Er war ganz begeistert von kleinen, unbekanntem Bands wie den Jug Stompers.

Für eine Radiosendung über die Zeitschrift, bei der ich Redaktionsmitglied war, wollte ich ihre Musik als Eröffnungs-

jingle verwenden. Die anderen fanden das etwas merkwürdig, diesen plötzlichen, anderen Klang, den ein neuer Akteur in mein Leben gebracht hatte, aber ich setzte mich durch: Ich war ziemlich beeindruckt von ihm, bewunderte seine klare und knappe Ausdrucksweise, seinen Scharfsinn.

Er hatte etwas Mysteriöses an sich, war schwer einzuordnen, was ich anziehend fand. Er gehörte zu einer intellektuell-künstlerischen Vorhut, schrieb über Blues und Jazz, machte zusammen mit anderen aus der *Haagse Post* eine aufsehenerregende Zeitung mit neuen journalistischen Ansätzen und hatte trotzdem stets etwas Autonomes an sich, ordnete sich nie einer Gruppe unter. Und etwas Vornehmes. Er verfügte über die Genauigkeit des Juristen, der er war, und hatte gleichzeitig einen guten Blick für Nuancen in Bezug auf Macht, Interessen und Umgangsformen. Er faszinierte mich: Was er sagte und tat, die Vielfalt seiner Interessen und Talente, die Rollen, die er in Filmen spielte, seine Arbeit beim Radio. Ich mochte seine Stimme und seinen hübschen Charakterkopf. Aber vor allem gefiel mir, wie er zuhören konnte, mit welcher Aufmerksamkeit er sich mir und meinen Problemen widmete; ich ging in jener Zeit nicht gerade unbekümmert durchs Leben, dadurch entstand eine Verbindung. Wir interessierten uns sehr für die Welt des anderen, auch für die Innenwelt voller Angst und Melancholie. Das hatte ich so noch nie erlebt. Das war eine Form der Intimität, die neu für mich war und die ich mochte.

Meine Schwester hilft mir beim Aufräumen, sie will mich nicht in diesem Haus allein lassen, auch sie spürt, wie elegische Kräfte von ihm Besitz ergriffen haben, die es verlassen müssen, damit ich weiter dort wohnen kann. Unsere Familie mütterlicherseits kommt aus Indonesien, eine gewisse Empfänglichkeit für Übernatürliches war meiner Mutter nicht fremd, und ich bemerke, dass auch ich diesen Kräften inzwischen aufgeschlossener gegenüberstehe. Für meinen Geschmack ist zu viel Mutlosigkeit in das Haus gekrochen, es wird Zeit für eine andere Mentalität, für mehr Leichtigkeit und Offenheit. Das wird ein schmerzhafter Prozess, ich bereite mich auf eine einschneidende Zeit vor, und es ist ungewiss, welche Gemütslage die Oberhand bekommen wird. Auch das Wort Seele winke ich unzensiert durch. Die Seele des Hauses wurde beschädigt, es müssen Reparaturen gemacht werden, am Haus, an mir. An unserer Beziehung, denn auch die muss geheilt werden, ich will wieder zurückbekommen, wie wir hier einmal angefangen haben, wie er war, wie wir waren.

Ich sitze mit meiner Schwester im Flur im Obergeschoss vor den zum Bersten gefüllten Gipsen-Schränken, Bücher in doppelten Reihen, gestapelte alte Zeitschriften, Schubladen voller Hefte und Spielzeugfiguren. Alles ist staubig, vergilbt, auch hier ist das Nikotin durch die Decke seines Arbeitszimmers ins Papier gekrochen.

Wir haben oben angefangen, das ist weniger konfrontativ: Sein Reich befand sich vor allem unten. Der linke Schrank gehörte mir: Soziologie und Literatur, der rechte ihm. Wir fangen mit meinem an: Das ist übersichtlicher, darüber kann ich selbst entscheiden, er hat über seinen nichts mehr zu sa-

gen. Das könnte den Prozess beschleunigen, aber es lähmt mich: Es fühlt sich unangebracht an, sich seine Seite vorzuknöpfen. Mein Schrank wird mit harter Hand sortiert, alte Lehrbücher und Fachliteratur, die ich nicht mehr benötige, können weg, das gibt mir ein aufgeräumtes Gefühl. In seinem Schrank die Bücher über Filme und Fußball und eine im Laufe der Jahre beständig gewachsene Thrillersammlung; den Großteil davon hatte mein jüngster Sohn bereits durchgesehen, sortiert, verteilt. Dahinter die Juralehrbücher, staubig, überholt. Auf den untersten Regalbrettern ganze Jahrgänge von Film- und Musikzeitschriften. Die möchte ich gerne in gute Hände geben.

Jedes weitere Regalbrett bringt mich näher zu ihm, zu einem Leben vor meiner Zeit, in dem ich eine Blaupause seines weiteren Lebens erkenne; zu weiteren Jahren, die wir gemeinsam verbracht haben.

»Du kommst mit dem Aufräumen nicht besonders schnell voran«, sagt meine Schwester, sie hofft auf mehr Eifer. »Ich kann das nicht«, sage ich. »Es paralyisiert mich. Es fühlt sich so an, als würde ich ihn wegwerfen.« Für die Kinder sind es die Spuren ihres Vaters, der oft nur schwer zugänglich war – beraube ich sie also nicht wertvoller Zeichen seiner Existenz? Muss ich diese Spuren nicht erhalten?

\*

Das Haus muss leerer werden, sie hat recht. »Es soll kein Museum werden«, sagt sie noch mal, verständnisvoll, aber energisch. Existiert er auch in einer respektvollen Auswahl dieses aus allen Nähten platzenden Universums von Heften, Notizen und Bildern weiter? Ich denke an meine Schwägerin und an die Unmengen von Fotos und Negativen meines

verstorbenen Bruders – Fotograf. Wir, sein Sohn und seine Schwestern, ermutigen sie dazu, ihre letzten Jahre nicht dem Archivieren seines Werkes zu widmen. Und ich muss in diesem vollgestopften Haus mit all den Kisten mit verstaubten Büchern, Zeitschriften, Schachteln weiterkommen. Mit dem angesammelten Kram, den er nicht mehr im Griff hatte, der sich anhäufte, liegen blieb, teilweise in noch mehr Ordnern und neuen Schränken Platz fand und dadurch das Haus dunkel und unwegsam machte.

Auch ich bin nicht gut im Aufräumen, auch meine eigenen Sachen türmten sich auf. Ich achtete vor allem auf seine wachsenden Stapel, um meine eigenen nicht sehen zu müssen. Es war der vergebliche Kampf gegen die Überlegenheit der Dinge. Wir fügten uns ihnen, der Pfad zu seinem Büro wurde schmaler, es fielen öfter Stapel um, die Sachen rückten bis unter das Sofa, die Stühle, den Küchentisch vor. Sie hatten uns übermannt.

Aber es gab noch eine Kraft, die mir in diesem Haus die Kehle zuschnürte und meine Energie aufsaugte, und das war die Mutlosigkeit, der Missmut, das Gefühl, das sich im Haus eingeknistet hatte und das sich nicht mehr verjagen ließ. Ein ungutes Gefühl, ein Gefühl der Unzulänglichkeit, des Versuchs, mit Biegen und Brechen etwas daraus zu machen, das zum Scheitern verurteilt war. Sein stark ausgeprägter Sinn für Humor konnte auf die Dauer nichts mehr dagegen ausrichten. Manchmal für einen Augenblick, gefolgt von der Erleichterung, dass das noch funktionierte.

»Nicht alles aufheben«, sagt meine Schwester und weckt mich damit aus meiner Benommenheit. »Lass uns das zusammen durchgehen und schauen, was wegkann.« Ich hänge in der Vergangenheit fest. Sie bewacht meine Zukunft.

Mittlerweile hat eine unüberschaubare Menge an Säcken und Kartons das Gebäude verlassen. Ohne die Hilfe anderer wären das Haus und ich zum Stillstand gekommen. Die Befangenheit, die ich wegen all dieser Gegenstände und Spuren verspüre, das Gefühl der Verantwortung für sein Vermächtnis, wechseln sich mit dem Eifer auf den Flügeln kollektiver Taten ab. Und mit Verärgerung: wegen des Drecks, in dem ich zurückgeblieben bin, des unsortierten Chaos, das uns aufgehalst wurde. Wegen der mangelnden Sorge für uns. Momente reiner Wut darüber, wie er uns zurückgelassen hat.

## 5

Ich habe ihn 1978 kennengelernt, als ich mit dem Soziologen Bram de Swaan an einem Buch über Psychotherapie arbeitete, ein Berufsfeld, das damals stark im Kommen war, was die Frage aufwarf, ob immer mehr Menschen Probleme hatten oder ob der Beruf die Nachfrage steigerte. Wie hatte sich der Beruf des Psychotherapeuten entwickelt, in welche Terminologie wurde menschliches Leid gekleidet? Und eine zweite Frage: Konnten Menschen sich selbst so wahrnehmen, dass Psychotherapeuten etwas damit anfangen konnten? Was mussten sie sagen, um für eine psychotherapeutische Behandlung infrage zu kommen? Die Ergebnisse unserer Studie, die wir mit einer kleinen Gruppe durchgeführt hatten, hangelten sich an diesen beiden Fragen entlang, und es war schwierig, sie in einem Buch zu vereinen. De Swaan schlug vor, jemanden um Rat zu fragen, den er sehr schätzte, der herausragende Artikel über die psychische Gesundheitsver-

sorgung geschrieben hatte, sachkundig und intelligent. Ich kannte seine Texte aus der *Haagse Post* und hielt es für eine gute und interessante Idee.

Ich schmiss den Papierstapel irgendwo im ordentlichen Amsterdam-Zuid in seinen Briefkasten, wir vereinbarten ein Treffen im Hotel de l'Europe, in der Nähe des Instituts für Soziologie, in einem vornehmen Raum mit großen Stühlen. Es war ein interessantes Gespräch. Ich hörte vor allem zu. Auch A erinnerte sich Jahre später noch genau an dieses Treffen. Besser gesagt: Er erinnerte sich nur an de Swaan, mich hatte er kaum wahrgenommen – vermutlich lag das an der Geschlechterordnung, begriff ich später (Frauen sind nicht so interessant), aber ich glaube auch, dass ich mich ziemlich unterwürfig und unsichtbar präsentierte: Die Geschlechterordnung beeinflusste auch mich. A schätzte den Inhalt sehr, aber konnte sich nicht vorstellen, beide Teile zu einem Band zusammenzufügen. Sein Ratschlag war deutlich: Macht zwei Bücher daraus. Wir befolgten diesen Ratschlag, unsere Forschung erschien in zwei Bänden: *Die Entstehung des psychotherapeutischen Gewerbes* und *Die Sprechstunde als Aufgabe* (1979).

De Swaan brachte im Nachgang dieses Forschungsprojekts ein paar Menschen zusammen, um weiter über das Verhältnis zwischen dem sozialen und psychischen Feld, zwischen Beziehungen und Emotionen nachzudenken, und das sowohl auf individueller als auch auf kultureller Ebene, die das Individuum ebenfalls beeinflusst. Ich habe mich mein ganzes Leben lang weiter mit diesem Thema beschäftigt. A gehörte zu der erlesenen Gesellschaft, die de Swaan interessant fand – und das war sie auch: Eine scharfsinnige Bemerkung folgte auf

die nächste. Es gab einen Mann, der wenig sagte, aber nur ein paar Worte benötigte, um den Kern der Sache zu treffen, und das war A. All die anderen Worte all der anderen Menschen verpufften, denn mehr musste nicht gesagt werden. Ich wusste nur wenig über ihn, er war Chefredakteur bei der *Haagse Post* gewesen, jetzt bei der Fachzeitschrift *Maandblad voor Geestelijke Volksgezondheid*, der *MGV*, er war verheiratet und hatte etwas Melancholisch-Geheimnisvolles an sich.

Eines Tages rief er mich an und fragte, ob ich mit nach Nimwegen kommen wolle, wo er den Soziologen Kees Schuyt interviewen würde. Die Einladung schmeichelte mir, aber ich hatte keine Zeit: Ich war schon verabredet. Das sei nicht so wichtig, ich solle lieber ihn begleiten. Zu meiner eigenen Überraschung lenkte ich ein und sagte die andere Verabredung ab. Seine Entschlossenheit überraschte mich. Im Nachhinein noch mehr, nachdem ich ihn als jemanden kennengelernt hatte, der lange zögern konnte und sich schnell zurückzog, wenn er nur ansatzweise vermutete, dass ihm andere Leute vorgezogen werden könnten.

Wir fuhren in seinem Automatik DAF nach Nimwegen, ich fand es aufregend, ich weiß nicht mehr, worüber wir sprachen, wahrscheinlich über die Arbeit und Texte und Menschen. Einmal angekommen, kehrte ich irgendwo ein, bis er mit seinem Interview fertig war, und auf dem Rückweg schlug er vor, essen zu gehen. Er wusste auch schon wo, in Lage Vuursche. Ich war noch nie in dem Dorf gewesen, aber er kannte es, machte dort mit seiner Familie Wanderungen und aß Pfannkuchen.

Ich hatte nur wenig zu melden, und das gefiel mir, seine Autorität entlastete mich in gewisser Weise. Wir gingen an großen Bäumen vorbei, und er küsste mich ziemlich un-

erwartet. Ich war perplex, er war verheiratet. »Ich war natürlich ziemlich verliebt in dich«, lautete seine Begründung. Er verwendete die Vergangenheitsform, und ich dachte vor allem: Wie schade, dass ich davon gar nichts gemerkt habe und dass es jetzt schon wieder vorbei ist.

Letzteres war jedoch nicht der Fall: Es war ein Anfang, die Vergangenheitsform hatte er vermutlich aus Selbstschutz gewählt, für den Fall einer Abweisung.

## 6

In jener Lebensphase dachte ich, nur die Vernunft könne mich retten. Ich litt regelmäßig unter starken Ängsten, hatte oft das Gefühl, dem Leben nicht gewachsen und dem Wahnsinn ganz schön nahe gekommen zu sein. Übermut und Versagensängste wechselten sich ab, kein Gleichgewicht in Sicht. Ich war davon überzeugt, auf den Weg der Vernunft angewiesen zu sein, und den beschritt ich mit Fleiß und Hingabe an der Universität. Es war der Weg der Wissenschaft, und er lag mir. Dort bekam ich wieder festen Boden unter die Füße. Ich wurde Assistentin der Soziologie-Professoren Joop Goudsblom und Bram de Swaan, war Redaktionsmitglied der *Amsterdams Sociologisch Tijdschrift*, lebte als Teil einer intellektuellen soziologischen Familie, in der ich mich wohlfühlte und die auch heute noch zu meinem Freundeskreis gehört.

Rückblickend betrachtet war es eine aufgeklärte soziale Enklave: Auch als Frau wurde ich für voll genommen. Frauen stellten an der Universität immer noch eine Minderheit dar,

es gab fast keine Professorinnen. Ich war die erste Frau, die bei Goudsblom promovierte, und eine ganze Zeit lang die einzige Frau in der Redaktion, aber ich fand das nicht problematisch, eigentlich gefiel mir diese Sonderstellung ganz gut. Ich erinnere mich vor allem daran, dass die Geschlechterfrage nicht so wichtig war. Später habe ich darüber etwas anders gedacht, die Hierarchie spielte sich auf subtileren Ebenen ab: Was Männer sagten und schrieben, wurde als wichtiger eingestuft. Aber damals zählte für mich vor allem, dass ich bei den Jungs mitmachen durfte. Ich glaube, ich wollte auf keinen Fall, dass mein »Mädchensein« eine Rolle spielte. Es ging um den Inhalt, den kritischen Blick, den intellektuellen Scharfsinn. Und obwohl ich sonst meist schüchtern war, verschwand diese Unsicherheit in den Diskussionen und bei der kollektiven Arbeit an einer neuen Ausgabe. Wir haben dreißig Jahre lang die Redaktion gebildet, niemand verspürte das Bedürfnis, aufzuhören, und wenn jüngere Soziologen meinten, wir müssten ihnen Platz machen, antworteten wir etwas affektiert, dass der Zeitpunkt unseres Rücktritts durch unseren Todestag bestimmt werde.

Die *Amsterdams Sociologisch Tijdschrift* war eine intellektuellere und akademischere Zeitschrift als die *Haagse Post*, aber für meine Mentoren Goudsblom und de Swaan stellten auch Literatur und Journalismus vollwertige und intellektuelle Informationsquellen dar, die zum Erkenntnisgewinn beitragen konnten, wenn sie ihren Ansprüchen in Bezug auf Denkvermögen und Genauigkeit entsprachen – und mit ihrem feinen Gespür für Sprache kamen sie sogar in eleganteren Formen als der Holzschuhtanz der Soziologie daher. Denn für uns war die Soziologie vor allem auch Sprache, und

wer sich undeutlich ausdrückte oder Klischees bediente, wurde gnadenlos abgestraft.

Die Artikel von A kamen gut an. Ich bewunderte vor allem seine Texte über die psychische Gesundheitsversorgung; Politik interessierte mich nicht so sehr. Begeistert las ich seine Abhandlungen über die Gründung neuer therapeutischer Gemeinschaften, vor allem die über Dennendal, eine Einrichtung für Schwachsinnigenfürsorge, wie es damals hieß, in der ein revolutionärer Kampf um die Macht im Sinne der Demokratisierungsbewegungen der Sechzigerjahre geführt wurde. »Dennendal: Ein Kampf zwischen Statuten und Ambition« lautete einer der Titel, und: »Der Boss ist die Basis«. Er hatte ein gutes Auge für Machtstrukturen und gleichzeitig einen autonomen Blick. Außerdem erfasste er mühelos die Dynamiken zwischen etablierten Parteien und aufgeklärten Neulingen, die selbst schon bald autoritäre Züge zeigten. Es ging um Macht und Interaktion, nicht um Gut und Böse. Es war der unparteiische Blick aus der Distanz, anders als bei den meisten anderen links positionierten Artikeln jener Zeit, die, ohne zu zögern, die Seite der Erneuerer wählten. Es war ein soziologischer Ansatz, aber eine unerschrockenere Variante als der übliche.

Seine Ungeduld, wenn um den heißen Brei herumgeredet wurde, und seine Fähigkeit, zu der Essenz von Sachen und Menschen vorzudringen, beeindruckten mich. »Niemand hat bisher so tief gegraben wie Sie«, hatte der damalige Ministerpräsident van Agt ihm im Anschluss an sein Interview anvertraut. Wenn er vermutete, dass etwas verschwiegen wurde oder – noch schlimmer – jemand log, ließ er nicht locker, wie ein Terrier, der sich festgebissen hat. Er hatte eine untrügliche Intuition für geheime Motive, von der ich viel gelernt

habe und die meinen Blick geschärft hat. Das passte zu meinem soziologischen Interesse an Macht und Belangen, doch sein forschender, von Misstrauen getriebener Blick reichte weiter. Und vermischte sich mit dem psychoanalytischen Gespür für innere Konflikte, Widerstand und tiefliegende Strukturen, ein Blick, der mir durch meine eigene Psychoanalyse in jener Zeit vertraut war. Jetzt, da wir uns besser kennenlernten, merkte ich, dass unsere Berührungspunkte sogar noch größer waren als gedacht. Unser gemeinsames Interesse am Wahnsinn, unsere gemeinsame Angst, irgendwann selbst wahnsinnig zu werden, die großartigen Freunde mit interessanten Berufen, Filmemacher, Schriftsteller: All das formte eine Welt, die meine erweiterte und stärkte. Schöpferische Menschen mit einer kreativen Ader und einem Sinn für Humor: Sie übten eine starke Anziehungskraft auf mich aus. Ich verliebte mich nicht nur in den Mann, sondern auch in seine Entourage.

Meine Eltern mochten ihn, aber er war ihnen fremd: Filme, Fußball, das war nicht ihre Welt. Und das Gleiche galt auch umgekehrt: Klassische Musik war ein Feld, mit dem er nichts zu tun haben wollte, es war von anderen besetzt, kein unerforschtes Gebiet, auf dem es etwas zu entdecken gab. Blues, Rock 'n' Roll, Pop: Das waren Disziplinen, über die er als einer der Ersten schrieb, in denen er als Kenner galt, vor allem im Bereich des Blues. Klassische Musik verband er mit Bürgerlichkeit und Beerdigungen.

Andere Welten. Doch sie nahmen ihn herzlich auf, auch seine beiden Töchter. Mein Vater, Bildhauer, tat, was er immer tat, wenn er jemanden in seinem Territorium willkommen hieß: Er fertigte eine Skulptur – auch von den Köpfen

der Mädchen. Vor Kurzem habe ich ein Foto davon wiedergefunden: Sein Atelier, die ältere Tochter sitzt auf einem Stuhl, er arbeitet an einer Büste von ihr, meine Mutter sitzt zusammen mit der jüngeren Tochter an der Seite und zeichnet, ich erinnere mich an die Stimmung, möchte wieder dorthin zurück. Als sich herausstellte, dass der alte Rietveld-Stuhl, auf dem mein Vater als Kind gesessen hatte – ein harter Stuhl mit Spitzen, in der Erinnerung meines Vaters ein Folterinstrument –, viel wert war, teilte er den Gewinn gleichmäßig auf: Die Mädchen gehörten für ihn zu den Enkelkindern.

Doch während einer der ersten gemeinsamen Mahlzeiten bei meinen Eltern wurde der Abstand zwischen ihnen direkt spürbar. Auf der gegenüberliegenden Kanalseite zog eine lange Menschenkolonne vorbei, größtenteils Männer, die ausgelassen johlten und herumschrien und auf dem Weg zum Olympischen Stadion waren, wo ein wichtiges Fußballspiel stattfinden sollte. Der abfällige Blick meines Vaters wegen der Menschenmenge, die sich auf ein gutes Spiel freute: für ihn ein wilder Haufen, für A ein Anlass zur Freude. Ihre Welten sollten nie zueinanderfinden und trieben im Laufe der Zeit immer weiter auseinander. Sie gaben sich beide die allergrößte Mühe, aber die Anstrengung und die Verständnislosigkeit waren ihnen an den Gesichtern abzulesen. Ich stand dazwischen, fühlte mich zwar unvoreingenommener als meine Eltern, doch ihre Welt war mir vertraut und ein Teil von mir.